



Newsletter vom 17. 1. 2021

Inhalt

| | |
|---|----|
| Zum neuen Jahr: Unser gemeinsamer Einsatz für eine gute Volksschule geht weiter | 2 |
| 16.1.2021 Marianne Wüthrich | 2 |
| Vom notwendigen „Nid nahla!“ | 4 |
| Journal 21 2.1.2021, von Carl Bossard | 4 |
| Es geht auch ohne «Ufzgi» | 6 |
| NZZ 14.1.2021, Meinung & Debatte, von Lena Schenkel | 6 |
| Lob der Hausaufgaben..... | 7 |
| Zürcher Bote 8.1.2021, Régis Ecklin | 7 |
| „Der Begriff Lernbegleiter ist für mich das Synonym für pädagogische Arbeitsverweigerung.“ | 8 |
| Magazin Realist 2/2020, Gespräch mit Prof. Lankau | 8 |
| Amerikas Schüler leiden unter der Pandemie | 13 |
| NZZ 29.12.2020, International, Marie-Astrid Langer, San Francisco | 13 |
| Schulkinder sollen wieder normale Noten bekommen..... | 15 |
| Tages-Anzeiger 12.1.2021, Zürich, Helene Arnet | 15 |
| Wie eine Rektorin ihre Lehrerschaft schützen wollte - und scheiterte | 16 |
| Tages-Anzeiger 13.1.2021, Zürich, Anielle Peterhans | 16 |
| Duale Berufsbildung als wesentlicher Bestandteil des Schweizer Modells | 17 |
| Zeit-Fragen 12.1.2021, Marianne Wüthrich | 17 |
| Alternative IT-Infrastruktur für Schule und Unterricht..... | 19 |
| Futur iii, Sept. 2020 | 19 |



Zum neuen Jahr: Unser gemeinsamer Einsatz für eine gute Volksschule geht weiter

16.1.2021 Marianne Wüthrich

Bereits in den ersten zwei Januarwochen ist die Schule in den Medien präsent, und das ist recht so. Was wir Erwachsenen unserer Jugend an Bildung mitgeben und auf welche Weise Unterricht abläuft, ist von existentieller Wichtigkeit für ihr ganzes Leben und für die Zukunft unserer Gesellschaft.

Mit oder ohne Hausaufgaben? Die Frage zielt am Wesentlichen vorbei

Über Sinn und Unsinn der Hausaufgaben würden Pädagogen, Eltern und Lehrerinnen schon lange streiten, meint NZZ-Redaktorin Lena Schenkel und kommt nach der Wiedergabe der gängigen Pro- und Contra-Argumente zum Schluss, zumindest für die jüngeren Schüler gehe es auch ohne Ufzgi. Zweifellos «geht es auch ohne», aber die einzig relevante Frage muss ja sein, wie die Kinder am besten lernen und das Gelernte auch behalten können. In seinem «Lob der Hausaufgaben» hält Junglehrer Régis Ecklin schlicht fest: «Hausaufgaben bieten die einmalige Gelegenheit, das Gelernte zu repetieren, zu vertiefen und zu erweitern.» Jeder erfahrene Kollege kann das bestätigen.

Gemäss der Doktrin der «modernen» Lehrerbildung und des Lehrplan 21 soll aber in der Schule gar nicht so viel geübt und verfestigt werden, immer mal wieder etwas Neues sei «spannender» für die Schüler und Studenten. Der Haken dran: Ohne Einprägen und Wiederholen bleibt wenig hängen. Einer, der unermüdlich auf diese unumstössliche Tatsache hinweist, ist Carl Bossard. Deshalb stellen wir auch in diesem Newsletter seinen neuesten Text an den Anfang. «Üben heisst das Zauberwort; 'nid nahla!' wird zum ehernen Grundsatz», wenn man in irgendeinem Bereich vorankommen will, hält er fest.

Es ist Aufgabe der Lehrerin, ihren Schülern genügend Gelegenheiten zum Üben zu bereiten, unter anderem mit Hausaufgaben. Wer Hausaufgaben als «sinnlose Beschäftigungstherapie oder sogar Schikane» in Erinnerung hat (siehe «2Es geht auch ohne 'Ufzgi'»), hat keine guten Lehrer gehabt. Hausaufgaben müssen so konzipiert sein, dass die Schüler einen gründlich eingeführten Lernstoff zu Hause üben und vertiefen können – dazu dürfen auch Knacknüsse oder etwas Lustiges gehören. Zwingend für einen erfolgreichen Lernprozess ist ein inhaltliches Feedback der Lehrerin (Korrektur, Besprechen, weiteres Vertiefen in der Klasse oder ähnliches), ein «Häkli» im Sinne von «ich habe gesehen, dass du etwas gemacht hast» genügt nicht. Wer etwas falsch gemacht hat oder die Aufgaben nicht lösen konnte und keine Eltern oder Geschwister hat, die ihm beispringen konnten, hat dann seine «Chancengleichheit» hinterher im Unterricht.

«Wer glaubt, die technische Ausstattung von Schulen sei ein Garant für gelingenden Unterricht, irrt oder verfolgt eine eigene, meist kommerzielle Agenda»

Dieser etwas lang geratene Zwischentitel fasst den Gehalt des Interviews mit dem bekannten Medienwissenschaftler und Digitalisierungskritiker Ralf Lankau zumindest teilweise zusammen. Der unverzichtbare ergänzende Teil: Es besteht breiter Konsens darüber, dass «*gelingender Unterricht immer an die Lehrpersönlichkeit und den gemeinsamen sozialen Raum gekoppelt ist.*» Auch für unsere informierte Leserschaft lohnt es sich, den ganzen Text zu lesen. Wir bleiben auch im kommenden Jahr beim Berufsauftrag der Lehrerin und des Lehrers als «wichtiger und notwendiger Anker und Gegenpol» zur technisierten und digitalisierten Welt. Dies sich immer wieder bewusst zu machen, kann gerade in der heutigen schwierigen Zeit eine stärkende Wirkung haben.

Bestätigt werden Ralf Lankaus Thesen durch den nächsten Artikel: «Amerikas Schüler



leiden unter der Pandemie». Die vorgestellten Studienergebnisse bestätigen einmal mehr: Kinder tragen aus dem Fernunterricht im Schnitt grosse Wissensrückstände davon, besonders wenn sie aus eher bildungsfernen Familien stammen. Dies ist soweit nichts Neues. Ganz absurd jedoch sind die Konsequenzen, die manche Gemeinden in den USA daraus zogen: Sie installierten WLAN in Schulbussen und verteilten von Tech-Konzernen gespendete Laptops an die Schüler. Andererseits wurden vielerorts Lehrer entlassen, weil pandemiebedingt die Steuereinnahmen der Gemeinden einbrachen.

Eine verkehrte Welt: Nicht mehr Internet-Anschlüsse brauchen die Kinder, sondern mehr Lehrer, Erwachsene, Menschen, die sich ihrer annehmen und ihnen etwas beibringen. Für den Fall, dass auch in der Schweiz die Schulen zeitweise wieder geschlossen werden müssen, ist dies als wichtige Lehre auch aus den Erfahrungen mit dem hiesigen Fernunterricht mitzunehmen: Es ist so viel direkte Beziehung zwischen der Lehrerin und den Schülern zu schaffen, wie es auch immer möglich ist.

«Normale» Noten für Schulkinder und Jugendliche

Vor Jahren habe ich einmal mit einigen Berufsschulklassen das Für und Wider von Zeugnisnoten diskutiert. Zu meiner Überraschung war bei den anschliessenden Abstimmungen in allen Klassen die grosse Mehrheit für Noten. Gute Noten zu erreichen sei für sie ein Ansporn zum Lernen, fanden sowohl die leistungsstarken als auch viele schwächere Schüler.

Gut, in der Unterstufe der Primarschule ist die Situation anders als in der Berufsschule. Und klar braucht es zusätzlich fordernde und ermutigende Gespräche mit jedem einzelnen Schüler («stetes Feedback mit Coaching-Gesprächen» nennt man das heute, so zum Beispiel die Schulleiterin Nora Bussmann im Zürcher Kantonsrat). Erfreulich, dass der Kantonsrat die Notenfrage debattiert und deutlich gegen den Verzicht auf Schulnoten votiert hat. Wichtig auch die Hinweise der Lehrer Matthias Hauser und Christoph Ziegler im Rat, dass Notenzeugnisse für den Übertritt in die nächste Bildungsstufe von grosser Bedeutung sind – wären, muss man korrigieren. Denn die Lehrbetriebe lassen die Bewerber aus der Sek schon seit vielen Jahren eigene Tests lösen, weil sie schon zu oft Fünfer und Sechser in den Sek-Zeugnissen vorfanden, die dem Stand der Jugendlichen nicht entsprachen. Solche Erfahrungen hat sicher auch Kantonsrat und Unternehmer Marc Bourgeois mit seinen Lehrlingen gemacht: Er warnt davor, dass die vielgerühmte und allorts geforderte «Chancengleichheit» auch in Gleichmacherei ausarten kann, die niemandem etwas nützt, zuallerletzt den Schülern.

Bedeutung der dualen Berufsbildung auch für die Volksschule

Damit sind wir bei der dualen Berufsbildung angelangt, die in der Schweiz von überragender Bedeutung für die Zukunft eines grossen Teils der Jugend ist. Die Volksschule hat unter anderem die Pflicht, die schulischen und praktischen Grundlagen dafür zu legen. Mit meinem Artikel lade ich Sie dazu ein, sich in das Schweizer Modell der dualen Berufsbildung hineinzubegeben. Emil Wettstein legt in seinem lesenswerten Sachbuch «Berufsbildung. Entwicklung des Schweizer Systems» sowohl den grossen Bogen als auch die einzelnen Facetten gut verständlich dar.

Damit laden wir Sie zur Lektüre des ersten Newsletters der «Starken Volksschule Zürich» im neuen Jahr ein und wünschen Ihnen ein gutes 2021. Auch in diesem Jahr werden wir uns aktiv für eine gute Schule einsetzen und freuen uns auf die weitere Zusammenarbeit mit Ihnen.

Marianne Wüthrich

Vom notwendigen „Nid nahla!“

Journal 21 2.1.2021, von Carl Bossard



«Nid nahla» verkündet die Porträtskulptur am Berner Münster; Foto: Xxistier/Wikimedia

Krisenzeiten à la Corona sind Durststrecken. Gefordert ist Durchhalten. Davon ist im Moment üppig die Rede. Die Devise gilt auch fürs Lernen. Ein pädagogischer Erinnerungsversuch.

Vom Turm des Berner Münsters verkündet eine robuste Brustfigur ihre Botschaft ins weite Land hinaus. Aktueller könnte sie nicht sein: „nid nahla!“ steht eingemeisselt auf dem Schriftband. Die steinerne Skulptur hält es in ihrer linken Hand. Mit der Rechten fixiert sie das Kassenbuch. Es ist die Porträtkonsole von Karl Howald, dem beharrlichen Baukassier.¹ Seiner Energie und seiner Ausdauer ist es zu verdanken, dass das Berner Münster zwischen 1889 bis 1893 zur endgültigen Höhe von gut 100 Metern ausgebaut wird – und damit zum höchsten Sakralgebäude der Schweiz. Der zähe Kassenwart lässt nicht locker, bis das Werk vollendet ist.

Nicht nachlassen!

„Halten Sie durch!“ zählt wohl zu den meistgehörten Parolen dieser Shutdown-Zeiten – und beigefügt der Satz: „Die ganze Situation geht auch wieder vorbei und zurückkehrt die Normalität.“ Dann könne man in den Anstrengungen wieder nachlassen, heisst es von offizieller Seite besänftigend.

¹ Paul Schenk (1963), Die Porträtkonsolen am Berner Münster. In: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 25, S. 83.



Dieser Nachklang wirkt befreiend; auf ihn hoffen und freuen sich unzählige. Endlich nachlassen und dem maskierten Dasein nach langem Warten Ade sagen. Zurück ins normale, unbeschwerte Leben. Wer möchte das nicht?

Lernen ist keineswegs etwas Leichtes

Doch vorläufig zählt nur eines: „Nid nahla!“ und „Nid lugg lo!“ Das gilt ja auch fürs Lernen, und zwar generell. Lernprozesse erfordern Einsatz; verlangt ist Ausdauer, gefragt Fleiss. Während langer Zeit gab es im Schulzeugnis darum sogenannte Fleissnoten. Ihre versteckte Botschaft: ohne Fleiss kein Preis. Das weiss jede junge Geigerin, das hat jeder Junioren-Fussballer verinnerlicht. Nur so wird aus dem nerventötenden Gekratze dereinst virtuose Musik, aus dem ungelenten Gekicke hohe Ballkunst. Üben heisst das Zauberwort; „nid nahla!“ wird zum ehernen Grundsatz.

Der Wert des Übens ging vergessen

Genau das Gegenteil aber versprechen IT-Konzerne und ihre computerbasierten Medien: mit digitalen Programmen und Produkten spielerisch leicht und ohne Anstrengung zu Lernerfolgen kommen. So schön die These klingt, so verführerisch falsch ist sie. Die Schalmeyenklänge bringen der Digitalindustrie zwar viel Geld ein, verdrängen aber die Grammatik des Lernens: Bildung im Allgemeinen und Lernen im Besonderen seien nichts Leichtes, betont der Erziehungswissenschaftler Klaus Zierer.² Da heisse es Üben und Automatisieren. Da gilt wohl Karl Howalds Prinzip des „Nid nahla!“

Vergessen ging leider „in der modernen Unterrichtskultur der Wert des Übens“, bedauert der Rektor der Pädagogischen Hochschule Zürich, Heinz Rhyn.³ Um beispielsweise eine Information aus dem Kurzzeitgedächtnis ins Langzeitgedächtnis zu bringen, braucht der Mensch sechs bis acht Wiederholungen. Das weiss man aus zahlreichen psychologischen Studien.

Der Unterricht muss herausfordernd sein

Zum Lernen, so Zierer, gehören auch Irrwege und Umwege; da gibt es Unterholz und Dickicht. Da stellen sich Misserfolg und Scheitern ein – und Fehler. Fehler in einem fehlerfreundlichen Klima führen weiter. „Failure is the mother of success“, heisst es. Darum darf es im Bildungsbereich nicht primär darum gehen, Lernen möglichst leichtzumachen. Es muss darum gehen, Lernen möglichst anspruchsvoll zu gestalten – und herausfordernd.⁴

„Nid nahla!“ gilt für Lernende wie für Unterrichtende. Der erfolgreiche Lehrer lenkt kontinuierlich und schülerzentriert die Lernprozesse, eine gute Lehrerin gestaltet als Regisseurin den Unterricht. Sie wirkt schüleraktivierend und ist mehr als nur Lernbegleiterin, mehr als lediglich Lernpartnerin, betont der profilierte Bildungsforscher Andreas Helmke.⁵ Kinder und Jugendliche brauchen für ihr Lernen nicht einen „Guide at the Side“, sie bräuchten einen „Change Agent“, einen Lehrer, der sie weiterbringen will, der ermutigt und kognitive Ansprüche stellt, eine Lehrerin, die ihnen den Spiegel vorhält und lernprozessbezogenes Feedback gibt. Es sind Lehrpersonen, die intensives Lernen in einem förderlichen Klima ermöglichen, verbunden mit hohen Erwartungen und vielfacher Schüleraktivierung. Es sind Pädagogen, welche die Kinder und Jugendlichen in ihrer Möglichkeitsform sehen und sie darum so „nehmen“, wie sie sein könnten. Unermüdlich.

² Klaus Zierer (2018), Die Grammatik des Lernens, in: FAZ, 04.10.2018, S. 7.

³ Alexandra Kedves, „Die Ablehnung des Drills war unheilvoll“, in: Tages Anzeiger, 07.12.2019, S. 7.

⁴ John Hattie & Klaus Zierer (2017), Kenne deinen Einfluss! „Visible Learning“ für die Unterrichtspraxis. 2. Aufl. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren, S. 60.

⁵ Vgl. Andreas Helmke (2015), Unterrichtsqualität und Lehrerprofessionalität. Diagnose, Evaluation und Verbesserung des Unterrichts. Seelze-Velber: Friedrich Verlag, S. 205f.



Die beharrliche Energie des „Nid nahla!“

„In der Schule war ich zu träge, um all das zu lernen, was ich heute gelernt haben wollte“, bekennt einer der erfolgreichsten Musiker im deutschsprachigen Raum, der österreichische Entertainer und Popsänger DJ Ötzi.⁶ Und er fügt bei: „Mein Traum war es, Theologie zu studieren; das ging nicht ohne Abitur.“ Hätte er nur nicht nachgelassen! Und wäre er vielleicht zu Lehrerinnen und Lehrern in die Schule gegangen, die nicht nachgegeben oder gar aufgegeben hätten. Wer weiss!?

Aufgegeben haben die Berner den Ausbau ihres Münsters. 1521 wird der Turmbau unterbrochen. Erst 1893 erreicht der Turm seine heutige Höhe. Es brauchte den unerschütterlichen Glauben und das beharrliche Feu sacré eines Karl Howald. Sein fester Vorsatz: „Nid nahla!“

Es geht auch ohne «Ufzgi»

NZZ 14.1.2021, Meinung & Debatte, von Lena Schenkel

Tagesschulen machen Hausaufgaben zunehmend überflüssig. Das ist nicht per se schlecht – zumindest nicht für die jüngeren Schulkinder. Von Lena Schenkel

Für Generationen von Schülerinnen und Schülern gehörte die Frage zum Nachhausekommen wie das Amen in die Kirche: «Was häsch als Ufzgi?» Und wer erinnert sich nicht an die unschönen Diskussionen mit Mutter oder Vater, die mitunter folgen konnten.

Eine Schule ohne Hausaufgaben scheint bis heute für viele undenkbar. Schafft eine Gemeinde diese ab, geht zuverlässig ein Aufschrei oder zumindest ein Raunen durch die Medien – ob 2016 im thurgauischen Arbon, 2018 im luzernischen Kriens und im bernischen Köniz, 2019 im obwaldnerischen Lungern oder wie jüngst im zürcherischen Männedorf, wo Erst- bis Drittklässler seit Herbst keine Aufgaben mehr mit nach Hause nehmen.

Dabei gehören Hausaufgaben weder zum Bildungsauftrag der Volksschule, noch sind sie obligatorisch. Ob Hausaufgaben erteilt werden oder nicht, liegt zumindest theoretisch im alleinigen Ermessen des Lehrers oder der Lehrerin. Im Zürcher Volksschulgesetz zum Beispiel finden sie noch nicht einmal Erwähnung.

Vorwurf der «Kuschelpädagogik»

Im kantonalen Lehrplan ist lediglich festgehalten, dass Schüler allfällige Aufgaben verstehen müssen und sie ohne Hilfe der Eltern lösen können sollten. Ausserdem dürfen keine Hausaufgaben über Feiertage oder Ferien erteilt werden.

Doch wie so häufig bei Themen an der Schnittstelle zwischen Schule und Elternhaus wird es auch in Sachen Hausaufgaben schnell emotional. Als die Schwyzer Regierung 1993 die Hausaufgaben abschaffte, war der Protest von Politikerinnen, Lehrern und Eltern derart gross, dass sie ihren Entscheid vier Jahre später revidierte. «Kuschelpädagogik» wurde dem Kanton unter anderem vorgeworfen. Auch als sich der Deutschschweizer Schulleiterverband 2016 für eine Abschaffung aussprach, schlug dies hohe Wellen, und er vermochte nicht die kantonalen Sektionen hinter sich zu scharen.

Über Sinn und Unsinn von Hausaufgaben streiten sich Pädagoginnen und Erziehungswissenschaftler, Schulleiter und Lehrerinnen sowie Eltern schon lange und immer noch, wobei die Gräben mitten durch die Gruppen hindurch verlaufen. Die einen betrachten sie als ideales Mittel, um Kindern Selbständigkeit beizubringen, und befürchten schulische

⁶ In: DIE ZEIT, 23.12.2020, S. 13.



Leistungseinbussen, wenn sie entfallen. Andere sehen Hausaufgaben als sinnlose Beschäftigungstherapie oder sogar Schikane.

In Zürich hat die Diskussion pro und contra Hausaufgaben mit dem Ruf nach mehr Tagesschulen neuen Auftrieb erhalten. Denn wenn die Schule allein schon aufgrund der dort verbrachten Zeit zum zweiten Zuhause wird, ist es sinnvoll, auch die Hausaufgaben in den Schulalltag einzubinden – zumindest auf den unteren Schulstufen. Das kann mit selbständigen Lerneinheiten in der Schulstunde oder über fixe Zeitfenster in der unterrichtsfreien Zeit geschehen. Schon jetzt bieten die meisten Schulen sogenannte Aufgabenhilfe-Stunden an. [Mehr...](#)

Lob der Hausaufgaben

Zürcher Bote 8.1.2021, Régis Ecklin

Da nicht alle Schüler zu Hause gleichermassen unterstützt werden, geben zahlreiche Schweizer Schulen keine Hausaufgaben mehr. Das sei im Sinne der Chancengleichheit. Einmal mehr haben wir es mit einer naiven und undurchdachten Nivellierung nach unten zu tun.

Schaffen wir Mathematik ab, da gewisse Schüler bereits vor ihrer Einschulung rechnen können, während andere noch nicht richtig zählen können. Schaffen wir die Deutschlektionen ab, schliesslich gibt es Schüler, die fremdsprachig aufwachsen. Schaffen wir Französisch ab, denn frankophone Kinder haben einen uneinholbaren Vorsprung.

Soll man alle Bereiche abschaffen, in denen es Ungleichheiten geben könnte? Die Abschaffung der Hausaufgaben bindet alle Schüler zurück. Weniger Lernziele können erreicht werden, womit das bereits angezählte Schweizer Volksschulniveau einen weiteren Schlag erhält. Und Unterschiede bezüglich Interesse, Auffassungsgabe, Gedächtnis, Konzentrationsvermögen und IQ bleiben weiterhin bestehen. Von der Chancengleichheit ist man weit entfernt. Ausserdem ist es bezeichnend für die Ausführung linker Gleichschaltungsphantasien, dass nicht die mutmasslich benachteiligten Schüler gefördert werden sollen, sondern dass die bevorteilten ausgebremst werden sollen. Dies legt die Vermutung nahe, dass der Hausaufgabenaversion keine pädagogischen Vorbehalte zugrunde liegen, sondern dass gewisse Lehrer die Chancengleichheitsfloskel bloss als willkommenen Vorwand nutzen, um die mühsame Einforderung, Kontrolle und Korrektur der Hausaufgaben zu umgehen.

Einmalige Repetitions- und Vertiefungsgelegenheit

Hausaufgaben bieten die einmalige Gelegenheit, das Gelernte zu repetieren, zu vertiefen und zu erweitern. Sie geben den Schülern zudem eine Rückmeldung über ihren Lernstand und darüber, wie viel sie alleine bewältigen können. Stichwort Selbstständigkeit.

Auch überfachliche Kompetenzen wie Pflichtbewusstsein, Zeitmanagement und Selbstüberwindung werden durch Hausaufgaben geschult. Hausaufgaben zeigen den Schülern deutlicher als alle Beteuerungen der Lehrer, dass sie für sich lernen und nicht für die Schule. Ohne Hausaufgaben lautet die Botschaft: «Zu Hause wirst du nie arbeiten müssen.» Spätestens in der Berufsschule oder an der Universität merken sie, dass die Präsenzzeit nicht ausreicht, um sich mit einem Thema vertieft auseinanderzusetzen.

Und was passiert ohne Hausaufgaben mit den Schülern, die am Ende der Lektion mit den Aufträgen nicht fertig werden? Erledigen sie sie in der folgenden Lektion, während die anderen Schüler bereits das nächste Thema in Angriff nehmen? Oder beginnt man mit der



ganzen Klasse ein neues Kapitel im Wissen darum, dass einige Schüler erst die Hälfte des vorherigen verstanden haben?

Viele Aufgaben, die selbstständig erledigt werden können, werden unnötig Unterrichtszeit besetzen; Vokabeln lernen, Einmaleins repetieren, eigenständig Recherchen anstellen oder das Lesen von längeren Texten. Das soll zu Hause in aller Ruhe gemacht werden. Ohne Hausaufgaben im Angebot wird der bereits stattfindende Exodus in Richtung Privatschulen beschleunigt. Die Prämisse «Nur wer es sich leisten kann, erhält gute Bildung», wird zementiert und Chancenungleichheiten zwischen Arm und Reich somit verstärkt.

Der Tag hat 24 Stunden. Mit durchschnittlich etwas mehr als fünf Stunden Schule scheint es zumutbar, noch ein wenig Hausaufgaben zu erhalten. Das hat noch keinen Schüler in ein Burnout getrieben.

„Der Begriff Lernbegleiter ist für mich das Synonym für pädagogische Arbeitsverweigerung.“

Magazin Realist 2/2020, Gespräch mit Prof. Lankau

Ein Gespräch von Ralf Merkle, Landesgeschäftsführer Realschullehrerverband Baden-Württemberg RLV, mit Prof. Dr. phil. Ralf Lankau zum Titelthema „Digitale Transformation von Schule?“

REALIST: Herr Professor Lankau - halten Sie Asimovs Zukunftsvision, die er in seiner Erzählung "Die Schule" schildert, wirklich für realistisch?

LANKAU: Es kommt darauf an, aus welcher Perspektive man das betrachtet. Pädagogisch ist diese Form der automatisierten Beschulung und das kleinteilige Testen von Lernleistung keine Option. Lernen ist an sich ein individueller und sozialer Prozess, wir lernen im Dialog und in Beziehung, wir brauchen ein Gegenüber. Margies Lernmaschine erlaubt nur eine Form von Drill und führt allenfalls zu Lernbulimie.

Aber es gibt IT-Unternehmen, die solche Techniken bereits an Schülerinnen und Schülern ausprobieren. Ein Beispiel ist Facebook mit "Summit Learning". Das Versprechen: Eltern kaufen einen Laptop, die Schule stellt die Räume und Sozialcoaches als Aufsicht, Facebook übernimmt das Unterrichten übers Netz. Es ist komplett gescheitert. Die Eltern haben ihre Kinder reihenweise ab- und auf kostenpflichtige Privatschulen umgemeldet, weil den Kindern der Sozialkontakt fehlte und sie am Laptop körperlich und psychisch regelrecht verkümmerten.

REALIST: Welche Anzeichen der Verwirklichung dieser "digitalen Zukunftsvision von Schule" sehen Sie schon heute?

LANKAU: Digitale Zukunftsvision von einer Schule werden seit über 30 Jahren, für jede neue Gerätegeneration und mit den immer gleichen Argumenten formuliert: Rechner und Software seien modern, innovativ, lernförderlich und motivierend. Wissenschaftlich belegt ist davon nichts, im Gegenteil. Ob bei der OECD-Studie zu Resilienz, bei Hattie oder anderen Untersuchungen besteht Konsens darüber, dass gelingender Unterricht immer an die Lehrpersönlichkeit und den gemeinsamen sozialen Raum gekoppelt ist.

Wichtiger als Technik sind die wechselseitige Achtung und Akzeptanz. Kinder und Jugendliche spüren sehr genau, ob man an ihrem Lernen und Verstehen interessiert ist oder nicht. Notwendig sind zudem klare Strukturen und Regeln, gerade für Kinder und Jugendliche aus eher bildungsfernen Schichten.



All das wird negiert bei der derzeit geforderten *digitalen Transformation* von Bildungseinrichtungen mit dem Ziel der *digitalen Organisation* von Schule und Unterricht. Lernen soll messbar werden und möglichst vorhersagbare Ergebnisse "produzieren". Die Konzepte kommen aus der Konsumgüterindustrie und werden auf soziale Einrichtungen übertragen. Die Begriffe sind Prozesssteuerung und -optimierung, Effizienz und Kostenreduktion. De facto ist es Automatisierung. Digitaltechnik ist nur die technische Infrastruktur. Im Kontext Schule wird daraus die "Produktion von Humankapital mit validierten Kompetenzen" (Humankapitaltheorie).

Die Theorien und Modelle im Kontext Schule sind empirische Bildungsforschung und datengestützte Schulentwicklung. Dafür braucht man immer mehr Daten, dafür werden von Psychologen immer neue Methoden entwickelt und an Schülerinnen und Schülern getestet, die per Learning Analytics ausgewertet werden. Im Grunde sind es uralte Hoffnungen: Dass man alles berechnen und mit Hilfe der passenden Methoden, Medien und Techniken kontrollieren und steuern könne. Das Problem: Bei technischen Abläufen funktioniert es, nur sind Menschen, zum Glück keine Maschinen, sondern Individuen. Damit kommt es zum Gegensatz Humanität vs. Digitalität.

REALIST: Eine Digitalisierung, wie von Ihnen eben beschrieben, würde also letztlich zu einer "inhumanen Schule" führen?

LANKAU: Ja, wenn man Empirikern, Psychologen und Systemanbietern die Regie überlässt. Empiriker arbeiten mit Daten, wie jede Wissenschaft. Aber zur Auswertung gehören bei Empirikern wie Psychologen Statistik und Mustererkennung. Sobald man anfängt, Lernleistungen zu vermessen, muss man Prozesse und Ergebnisse standardisieren. Wir beobachten schon länger, dass immer mehr Tests in die Schulen kommen für nationale und internationale Rankings, PISA etwa. Diese Rankings sind aber nicht sehr aussagekräftig, weil sie weltweit normiert sind und die nationalen Bildungssysteme nicht berücksichtigen. In vielen asiatischen Schulen etwa ist es eine Ehre, teilzunehmen und man vertritt die Schule und das Land und beschämt die Nation mit schlechten Ergebnissen. Bei uns ist die Teilnahme eher lästig. Oder die USA: Amerikanische Jugendliche schnitten im Mathe-Test schlecht ab, letztes Drittel. Eine Forschergruppe hat ihnen daraufhin für jede richtig gelöste Mathematikaufgabe einen Dollar versprochen. Die gleiche Gruppe hat, ohne eine Stunde Mathe mehr, vergleichbar schwere Aufgaben so gut gelöst, dass sie im Mittelfeld gelandet wären. Der Unterschied: Das Anreizsystem hat gestimmt.

Noch wichtiger aber ist: Bildung ist nicht messbar. Wir verkürzen durch das Testen Schule und Unterricht auf Messbares. Das bedient zwar die Testindustrie, sorgt aber nicht unbedingt für Verstehen bei Schülerinnen und Schülern. Peter Bieri hat formuliert: "Bildung ist etwas, das Menschen mit sich und für sich machen: Man bildet sich. Ausbilden können uns andere, bilden kann sich jeder nur selbst. (...) Eine Ausbildung durchlaufen wir mit dem Ziel, etwas zu können. Wenn wir uns dagegen bilden, arbeiten wir daran, etwas zu werden - wir streben da- nach, auf eine bestimmte Art und Weise in der Welt zu sein." (2005) Dieses Bildungsverständnis ist an das Individuum und an Persönlichkeit gebunden. Beides kann man nicht messen. Wir müssen den Blick daher wieder weiten und Bildungsprozesse ermöglichen, statt sie auf messbare Lernleistungen zu verkürzen.

REALIST: Trotzdem wiederholen ja viele Bildungspolitiker und zahlreiche in der Öffentlichkeit sehr präzente Stiftungsvertreter von Firmen immer wieder gebetsmühlenartig, dass die Digitalisierung den Unterricht besser mache und auch für mehr "Bildungsgerechtigkeit" Sorge. Stimmt das also nicht? Die "Corona-Krise" hat doch gezeigt, dass viele Schulen technisch auf Fernunterricht nur schlecht vorbereitet sind. Brauchen wir nicht gerade deshalb einen dramatischen Digitalisierungsschub für alle?

LANKAU: Keine Medientechnik und kein Medium macht Unterricht per se besser oder gerechter. Die OECD-Studie zu Resilienz belegt, dass der Einsatz von Computern die



soziale Schere sogar aufgehen lässt, weil Kinder und Jugendliche auch in der Schule wieder vor einem Bildschirm sitzen und sich abgeschoben fühlen. Gerade Kinder und Jugendliche aus bildungsfernen Schichten brauchen ein direktes Gegenüber, eine Lehrpersönlichkeit, die ihnen zugewandt ist. Lernen ist Interaktion, auf der Basis von Vertrauen. Dazu kommen klare Strukturen und Regeln. Die Qualität von Unterricht hängt immer und wissenschaftlich belegt von der Lehrpersönlichkeit ab und vom sozialen, lernfreundlichen Umfeld. Schulen sind soziale Räume, auch Schutzraum. Lernen gelingt in Beziehung und durch Vertrauen. Oder philosophisch: Der Mensch ist des Menschen Lehrer auch wenn es nicht immer Lehrerinnen und Lehrer sind, sondern auch Geschwister, Nachbarn, Freunde. Aber wir brauchen ein Gegenüber.

REALIST: Und die Medien?

LANKAU: Ein Kollege erklärt wunderbar an der Tafel, die andere mit Hilfe von Tablet und Beamer oder umgekehrt. Wir setzen seit über 30 Jahren PCs, Laptops und heute Tablets ein, das ist kein Qualitätsmerkmal, eher im Gegenteil. Wer glaubt, die technische Ausstattung von Schulen sei ein Garant für gelingenden Unterricht irrt oder verfolgt eine eigene, meist kommerzielle Agenda. Man sollte es den Lehrkräften überlassen, welche Medien sie im Unterricht einsetzen.

Dass die Schulen auf Fernunterricht nicht vorbereitet waren, ist richtig. Das mussten Sie auch nicht sein, weil Schulen in Deutschland normalerweise Präsenzschohlen sind - und bleiben müssen. Fernunterricht ist pädagogisch immer ein Kompromiss und wird normalerweise nur eingesetzt in Ländern, in denen Kinder aufgrund großer Distanzen nicht zur Schule kommen können, wenn sie krank sind oder in Ausnahmesituationen wie einer Pandemie. Dazu gehört aber auch, klar zu formulieren, dass nicht die Technik entscheidend ist für Fernunterricht, sondern eine intensive Betreuung, in Kleingruppen oder sogar in Einzelgesprächen. Fernunterricht ist personalintensiv, Technik nur die notwendige Infrastruktur. Die muss aber für Fernunterricht anders konzipiert werden als für das automatisierte Beschulen und Testen per Schulcloud und Lernmanagement- bzw. Lernkontrollsoftware.

REALIST: Wem nützt also die Digitalisierung, die von diesen Digitalisierungsbefürwortern propagiert wird?

LANKAU: In Amerika gibt es einen simplen Spruch dafür: Follow the money. Bei uns heißt er: Cui bono? Wem nützt es? Bei den von der IT-Wirtschaft vertretenen Konzepten wie etwa Tablet-Klassen profitieren eindeutig die Anbieter von Hard- und Software und entsprechenden Dienstleistungen. Versprochen wird eine IT-Infrastruktur aus einer Hand (Apple, Google, Microsoft u.a.). Die großen Vertreter der Global Education Industries (GEI) und der EdTEch-Startups (Education Technologies) bereiten sich ihre Märkte. Für diese Anbieter sind alle Bildungseinrichtungen Märkte, die wie andere Märkte beworben und bespielt werden. In Deutschland gibt es z.B. eine gemeinnützige Stiftung, die in Studien die Digitalisierung fordert und mit ihrem nicht gemeinnützigen Unternehmen gleichen Namens den Bildungsmarkt bedient.

Es ist ein Milliardenmarkt. Laut GEW-Studie „Bildung. Weiter denken. Mehrbedarfe für eine adäquate digitale Ausstattung der berufsbildenden Schulen“ vom September 2019 decken die bislang propagierten 5,5 Milliarden Euro des Digitalpaktes nur knapp ein Viertel des Gesamtbedarfs aller Schulen ab. Allein für die Mindestausstattung der Berufsschohlen, die ohne aktuelle Rechner und IT nicht ausbilden können, seien eine Milliarde Euro pro Jahr erforderlich, die Pakt-Gelder damit aufgebraucht. Für allgemeinbildende Schulen würden in den kommenden fünf Jahren weitere 15,76 Milliarden Euro benötigt. Daraus ergebe sich ein Gesamtbedarf von 21,025 Milliarden Euro – ein Markt, den sich die IT-Wirtschaft gewiss nicht entgehen lässt.



REALIST: Sie sprachen gerade von einer "gemeinnützigen Stiftung", die vehement die Digitalisierung fordert und gleichzeitig mit ihrem Unternehmen den Bildungsmarkt bedient. Ich denke mal, dass Sie damit die "Bertelsmann-Stiftung" meinen. Bei meinen Recherchen zum Thema bin ich auf der Seite der Bertelsmann AG im Bereich "Strategie Wachstumsplattformen" auf einen Satz gestoßen, der mich nachhaltig irritiert hat. Da stand "Gleichzeitig sorgt die Digitalisierung dafür, dass Bildung auch online in guter Qualität ausgeliefert werden kann". Ist Bildung für diese Unternehmen eine Pizza, die auf Bestellung geliefert werden kann?

LANKAU: Ja, es sind Manager, die "Bildung" als Produkt vermarkten wie eine Pizza oder wie eine Dienstleistung, etwa einen Streamingdienst. Man bezahlt für Kurse und bekommt Zertifikate. Das ist der Deal. Die Gütersloher versprechen unter dem Label Bertelsmann Education Group, das "Lernen im 21. Jahrhundert". Schwerpunkte sind derzeit Hochschulen und E-Learning-Angebote wie Relias sowie Beteiligungen an HotChalk und Udacity. Dazu kommen Dienstleistungen in der Weiterbildung. Der aktuelle Umsatz liegt bei 333 Mio. Euro, aber der internationale Bildungsmarkt ist, auch ohne Covid-19, einer der dynamischsten expandierenden Märkte.

REALIST: Ein bekannter Verfechter der, ich nenne es jetzt vereinfacht mal "Automatisierung der Schule" aus der Schweiz hat vor kurzem gefordert, dass sich Lehrerinnen und Lehrer nicht um Datenschutz zu kümmern haben. Schließlich würde er als Lehrer auch nicht, bevor er seine Schule betritt, die Erdbebensicherheit des Schulgebäudes überprüfen. Können wir es uns so einfach machen?

LANKAU: Nein. Schweizer Freunde haben mir den Beitrag geschickt und ich bin entsetzt. Das erschreckende ist, dass dieser Lehrer sich vehement für Digitaltechnik in Schulen einsetzt, aber jede Form von kritischem Diskurs verweigert. Ich habe dazu eine Replik geschrieben: [Digital-Apostel in Vogel-Strauß-Manier oder: Sprechverbote über den Einsatz von Digitaltechnik und Datenschutz in Schulen sind keine Lösung](#) und auch einen längeren [Beitrag](#). Denn was bei der Argumentation dieses Digitalisten prototypisch zu beobachten ist, ist die Delegation der Verantwortung an vermeintliche "Experten".

Die Verantwortung für das eigene Tun zu verweigern ist ein Rückfall in die Zeit vor der Aufklärung oder eine Position der Gegenaufklärung. Immanuel Kant schrieb 1784 in seinem Text „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“, „Es ist so bequem, unmündig zu sein. Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat, einen Seelsorger, der für mich Gewissen hat, einen Arzt, der für mich die Diät beurteilt usw., so brauche ich mich ja nicht selbst zu bemühen. Ich habe nicht nötig zu denken, wenn ich nur bezahlen kann; andere werden das verdrießliche Geschäft schon für mich übernehmen.“ Verdrießliche Geschäfte sollen andere machen? Eine meiner Thesen zur Digitalisierung ist: Digitaltechnik, wie sie derzeit aus dem Silicon Valley kommt, ist Technik der Gegenaufklärung. Menschen werden daran gewöhnt zu tun, was Maschinen ihnen sagen. Das ist Erziehung zur Unmündigkeit widerspricht dem Bildungsauftrag von Schulen.

REALIST: Wir vom Realschullehrerverband wehren uns seit Jahren vehement gegen den Begriff "Lernbegleiter", der vor allem an Gemeinschaftsschulen für Lehrkräfte verwendet wird. Gerne werden wir dafür als "Ewig-Gestrige" bezeichnet. Wie sehen Sie die Verwendung des Begriffes "Lernbegleiter"? Nur eine modernere Bezeichnung oder steckt aus Ihrer Sicht mehr dahinter?

LANKAU: Der Begriff Lernbegleiter ist für mich das Synonym für pädagogische Arbeitsverweigerung.

Wir sind als Pädagogen keine Begleiter, sondern ganz entscheidende Akteure. Wir strukturieren und gestalten den Unterricht, lehren und unterstützen individuell. Wir sind aufgrund unseres Studiums und der Lebens- wie zunehmender Lehrerfahrung in der Lage



binnendifferenziert zu fördern und sind vor allem als Lehrpersönlichkeit Ansprechpartner und Vorbild. Es geht im Klassenverband ja nicht nur um die Vermittlung von Fachwissen, Fertigkeiten und Können, sondern auch darum, junge Menschen zu erziehen auf ihrem Weg zu selbstverantwortlichen und sozialen Mitgliedern der Gemeinschaft. Der Pädagoge ist daher im umfassenden Sinn der Führer der Jugend, auch wenn der Begriff im Deutschen negativ besetzt ist. Ich benutze ihn im Sinne von Berg- oder Bootsführer und Mannschaftsführer, als Person mit besonderer sozialer Verantwortung aufgrund von Erfahrung und Verantwortung.

Der Vorwurf, "ewig Gestriger" zu sein, ist lachhaft. Der Mensch lernt heute nicht anders als vor 100 oder 1000 Jahren. Biologische Veränderungen der Physis, Psyche oder Kognition ändern sich nicht in den Rhythmen technischer Innovationen. Wir können den Spieß aber gerne umdrehen: Egal, welche Technik auf den Markt kommt, werden sich immer Vertreter in den Kollegien finden, die deren Einsatz umgehend im Unterricht fordern. Der Schweizer Pädagogikprofessor Carl Bossard, nennt solche Technikfetischisten die „ewig Morgigen“. Alles wird sofort im Unterricht eingesetzt. Wenn dann etwas nicht funktioniert, kommt sogleich ein „es funktioniert noch nicht, weil ... die Lehrer/innen die Technik noch nicht richtig einsetzen würden, die Schüler/innen den Umgang erst lernen müssten, die Systeme noch nicht richtig konfiguriert seien, die Programme erst noch optimiert werden müssten etc.pp. Dabei kommt es im Unterricht auf anderes an als Technik: auf das Miteinander.

REALIST: Wie sieht für Sie eine sinnvolle, den Bedürfnissen der Schülerinnen und Schülern gerecht werdende Digitalisierung der Schule aus? Welchen Weg sollten Schulen einschlagen und gibt es Grenzen dabei, die nicht überschritten werden sollten?

LANKAU: Digitaltechnik ist, wie jede Technik, ambivalent. Auf der einen Seite faszinierend, auf der anderen ein potentielles Überwachungs- und Kontrollsystem. Man kann es gut an zwei Büchern von Jaron Lanier festmachen. Er ist Chefentwickler bei Microsoft und trägt den leicht anarchistischen Titel Octopus: "Office of the Chief Technology Officer Prime Unifying Scientist. Auf Deutsch ungefähr: Büro des Cheftechnologen und Universalgelehrten." (Spiegel 45, 2018) Er hält mehr als 60 Softwarepatente und ist ein Visionär des Digitalen. Im ersten Buch von 2018, "Anbruch einer neuen Zeit", beschreibt er, wie Forschungsgruppen das Konzept der virtuellen Realität (VR) und entsprechend Endgeräte (Brillen) und passende Software entwickelt haben. Es ist spannend geschrieben und man kann die Begeisterung und Faszination miterleben, die zur Entwicklung der 3D-Brillen, 3D-Computerspielen und Cyberwelten geführt haben. Das zweite Buch heißt: "Zehn Gründe, warum Du Deine Social Media Accounts sofort löschen musst". Es ist eine klare Absage an die Manipulation von Nutzern durch Social Media-Anwendungen und Psychotricks. Das heißt, ein Urgestein der IT unterscheidet sehr klar zwischen zukunftsweisenden neuen Technologien auf der einen und digital basierten Geschäftsmodellen zu Lasten der Nutzerinnen und Nutzer auf der anderen Seite.

Das Ziel von Schulen muss sein, diese Ambivalenz des Digitalen und Unterscheidungskriterien zu vermitteln, um zwischen sinnvollen und nur kommerziellen Angeboten zu differenzieren. Denn als Werkzeug und Instrument können Digitaltechniken sehr hilfreich sein, aber Technik darf den Menschen nicht beherrschen oder (etwa unterbewusst) manipulieren. Daher ist die zweite Aufgabe die Dekonstruktion der Heilslehren des Digitalen bis zum Transhumanismus, d.i. die unhaltbare Behauptung, man könne das menschliche Bewusstsein technisch transformieren und ins Netz laden und damit (wieder einmal) unsterblich werden.

Schulen müssen dieses Evangelium des Digitalen entzaubern und deutlich machen, was Datenverarbeitungssysteme sehr gut können: Daten verarbeiten und Routineaufgaben übernehmen. Digitaltechnik ist im Kern Automatisierungstechnik und ja, vieles lässt sich



automatisieren. Der Begriff dafür ist Prozessoptimierung. Das lässt sich maschinell abbilden. Das hat nichts mit (künstlicher) Intelligenz zu tun, sondern mit Mathematik. Aber was Algorithmen, also Handlungsanweisungen für Rechner, machen, ist im Kern Mustererkennung, Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung. Damit lassen sich viele (technische) Aufgaben lösen, aber wie Einstein gesagt haben soll: "Nicht alles, was zählt, ist zählbar, und nicht alles, was zählbar ist, zählt." Was sich nicht berechnen (und standardisieren) lässt, ist das Soziale, das Humane und das Individuelle. Wir müssen wieder lernen zu unterscheiden, bei was Technik uns helfen kann und wo der Mensch als Mensch gefragt ist.

REALIST: Welche Rolle soll dabei künftig die Lehrkräfte einnehmen?

LANKAU: Lehrerinnen und Lehrer sind in einer zunehmend technisierten, digitalisierten und in Pandemie-Zeiten auch in der Schule virtualisierten Welt ein wichtiger und notwendiger Anker und Gegenpol. Sie sind als Lehrpersönlichkeit eine zentrale Bezugsperson und im Idealfall Vorbild. Gerade junge Menschen sind den vielen Optionen und Versuchungen der virtuellen Welten ohne ausreichendes Reflexionsvermögen ausgesetzt. Daher müssen Lehrende in allen (Hoch)Schulformen ihre Schülerinnen und Schülern oder Studierenden Methoden und ein Instrumentarium vermitteln, damit sie selbst qualifiziert analysieren und entscheiden können, was sie von all den neuen Techniken, Medien und Geräten brauchen - und was nicht. Nur weil etwas auf dem Markt ist, muss ich es nicht konsumieren. Noch wichtiger ist zu vermitteln, dass das echte Leben nicht im digitalen Raum oder an Display und Touchscreens stattfindet, sondern notwendig in der realen Welt, in Gemeinschaft mit realen Anderen. Für das Miteinander braucht man gemeinsame Zeit und Vertrauen, vielleicht das Schlüsselwort der Pädagogik. „**Nichts kann den Menschen mehr stärken als das Vertrauen, das man ihm entgegenbringt.**“ (Paul Claudel)

REALIST: Vielen Dank für das Gespräch Herr Professor Lankau!

Das Gespräch führte Ralf Merkle, Landesgeschäftsführer. (<https://www.rlv-bw.de/home>)

Amerikas Schüler leiden unter der Pandemie

NZZ 29.12.2020, International, Marie-Astrid Langer, San Francisco

Erste Studien zum virtuellen Unterricht in den USA zeigen markanten Wissensrückstand bei nichtweissen Kindern

Dass die Corona-Pandemie ihren Tribut von Amerikas Schülern verlangen würde, war seit März klar, als nahezu alle Schulen im Land schliessen mussten. Doch nun zeigen erste Studien, wie schwer diese Last langfristig wiegen dürfte, vor allem bei hispanischen und schwarzen Kindern.

Schulbusse mit WLAN

In einer jüngst von der Beratungsfirma McKinsey vorgestellten Studie schreiben die Autoren, dass etwa 60 Prozent der 13 000 Schulbezirke im Land nach wie vor rein virtuell unterrichten. Nur rund 20 Prozent sind vollständig in die Klassenzimmer zurückgekehrt, und weitere 20 Prozent verfolgen ein Hybrid-Modell, bei dem Schülergruppen tageweise rotierend in die Schule kommen.

Laut Ergebnissen standardisierter Tests haben die Schüler das neue Schuljahr bereits mit einem Wissensrückstand angefangen. Im Fach Mathematik waren sie im Schnitt etwa drei Monate im Rückstand, so die Autoren. Je nach Ethnie fiel die Diskrepanz sehr unterschiedlich aus: Nichtweisse Schüler waren etwa drei bis fünf Monate im Rückstand, weisse Schüler nur etwa ein bis drei Monate. Weniger drastisch fielen die Wissenslücken



bei der Leseleistung aus: An Schulen mit mehrheitlich weissen Kindern schnitten diese 13 Prozent schlechter ab, als zu erwarten gewesen wäre, gegenüber 23 Prozent in Schulen mit mehrheitlich nichtweissen Kindern.

Anschaulich wird dies am Beispiel des Hauptstadtbezirks Washington. Dort erreichen normalerweise 73 Prozent der weissen und 45 Prozent der schwarzen Kindergartenkinder die Klassenziele. Dieses Jahr sank dieser Wert unter den weissen Kindern nur leicht, auf 67 Prozent; bei den schwarzen Schülern hingegen auf 31 Prozent. Die standardisierten Tests, die diesen Zahlen zugrunde liegen, wurden nur an Schulen durchgeführt, die wieder ganz oder teilweise in Klassenzimmern unterrichten. Mit Blick auf die gesamte Schülerschaft dürften die Ergebnisse schlechter ausfallen.

Die Denkfabrik Bellwether Education Partners schätzte im Oktober, dass bis zu 3 Millionen Schüler seit März überhaupt keinen Unterricht mehr besucht haben. In Los Angeles etwa, dem zweitgrössten Schulbezirk der USA, loggten sich zwischen März und Mai jeden Tag durchschnittlich nur 60 Prozent der Sekundarschüler in die Online-Lernplattform ein. Unter den sogenannten benachteiligten Schülern – obdachlose Kinder, solche mit Lernbehinderungen oder in Pflegefamilien Lebende – griff knapp ein Fünftel zwischen März und Mai kein einziges Mal auf die virtuellen Lernunterlagen des Schulbezirks zu.

Über den Sommer unternahmen viele Gemeinden einen grossen Effort, um die Voraussetzungen für virtuellen Unterricht zu verbessern. Sie verwandelten Schulbusse in fahrende WLAN-Hotspots und verteilten Laptops, die Tech-Konzerne gespendet hatten, an einkommensschwache Schüler. Doch der Teufelskreis der Ungleichheit ist damit noch lange nicht durchbrochen. Öffentliche Schulen in den USA finanzieren sich grossteils über die Steuereinnahmen ihrer Gemeinden. Angesichts einer massiven Wirtschaftskrise mit Geschäftsschliessungen, Verlusten von Arbeitsplätzen und Abwertungen von Immobilien sind diese Einnahmequellen eingebrochen.

In der Folge mussten viele Schulbezirke Lehrer entlassen – just in einer Zeit, in der die Schüler eher mehr Betreuung brauchen als weniger. Laut der Stiftung Pew Charitable Trust waren die Arbeitsplätze im Bildungssektor im Oktober auf den niedrigsten Stand seit 20 Jahren gefallen. Im Gliedstaat Nevada etwa war im September ein Fünftel weniger Lehrer an öffentlichen Bildungseinrichtungen beschäftigt als im Vorjahr. Das Parlament musste die Mittel für Schulen um 160 Millionen Dollar kürzen, weil die wochenlangen Schliessungen der Spielkasinos, Hotels und anderer Unterhaltungseinrichtungen ein Loch ins Budget gerissen hatten.

Rückgriff auf Privatschulen

Erschwerend kommt hinzu, dass sich die Budgets in den meisten Gliedstaaten auch danach ausrichten, wie viele Schüler eingeschrieben sind. Doch viele wohlhabende Eltern schicken ihre Kinder in Privatschulen, was die Budgets zusätzlich schrumpfen lässt. Die Autoren der Mc-Kinsey-Studie definierten verschiedene Szenarien, wie sich die Lernleistung mittel- und langfristig verschlechtern dürfte. Für den schlimmsten Fall, dass bis zum Schuljahresende weiter vor allem virtuell unterrichtet werden wird, dürften die Schüler sogar neun Monate hinterherhinken. Bei afroamerikanischen Schülern dürfte der Rückstand gar elf bis zwölf Monate betragen.

Die Autoren schlagen einen Kraftakt vor, um der Generation der Pandemie-Schulkinder Nachhilfe zu geben – etwa mit Lehrern, die jeden Schüler täglich 50 Minuten zusätzlich in Mathematik unterrichten. Um nur jedes zweite der 53 Millionen Schulkinder zu erreichen, müssten die USA dafür jährlich 66 Milliarden Dollar ausgeben. Ob der politische Wille da ist, wird sich zeigen.



Schulkinder sollen wieder normale Noten bekommen

Tages-Anzeiger 12.1.2021, Zürich, Helene Arnet

Bildung • Raketen und Kronen seien weltfremd, findet der Kantonsrat. Darum soll damit nun Schluss sein.

Nora Bussmann (Grüne, Zürich) ist Schulleiterin. Und sie legte sich am Montag gewaltig ins Zeug, um das zu verhindern, was schliesslich doch eintraf. Mit 107 Stimmen unterstützte der Kantonsrat vorläufig eine parlamentarische Initiative, die den Titel «Kein Verzicht auf Schulnoten» trägt. Für die vorläufige Unterstützung brauchte es lediglich 60 Stimmen.

Derzeit gilt: Im Kindergarten und in der ersten Primarklasse erfolgt die Beurteilung zwei Mal pro Schuljahr im Rahmen eines Elterngesprächs. In den folgenden Klassen erhalten die Schülerinnen und Schüler im Januar sowie im Juli zum Schuljahresende ein Zeugnis mit Noten. Allerdings nicht für alle erteilten Fächer. So werden in der 3. Klasse nur Deutsch und Mathematik benotet, ab der 4. Klasse alle Fachbereiche gemäss Lehrplan.

Für Bussmann steht der Vorstoss doppelt schräg in der Bildungslandschaft. «Das ist eine fachliche und nicht eine politische Diskussion», erklärte sie. Im Klartext: Hier hat sich die Politik nicht einzumischen. Doch war sie auch inhaltlich nicht einverstanden. Noten seien nur vermeintlich neutral und würden oft lediglich aufzeigen, wo ein Kind innerhalb der Klasse stehe. «Es braucht ein stetes Feedback etwa mit Coaching-Gesprächen, um das einzelne Kind besser vorwärtszubringen.»

Sie fand Unterstützung aus den Reihen der SP: «Noten stärken den Wettbewerbsgedanken und widersprechen der ganzheitlichen Förderung», fand Carmen Marty (Adliswil). «Wir sind deshalb gegen ein reines Notenzeugnis.»

Symbole nur in der Unterstufe erlaubt

Ganz anders sieht das Astrid Furrer (FDP, Wädenswil), welche den Vorstoss lanciert hatte. Sowohl die Leistungen während des Semesters als auch die Semesterzeugnisse sollen grundsätzlich mit Noten honoriert werden, verlangt sie. «Noten haben sich bewährt, weil sie klar in der Aussage sind», behauptete Furrer. Wohingegen Symbole wie Kronen oder Raketen sowohl für die Kinder als auch für die Eltern schwer zu interpretieren seien.

Das Bewertungssystem sei eben keine schulinterne Sache, beharrte Sekundarlehrer Matthias Hauser (SVP, Hüntwangen). Es sei etwa wichtig beim Übertritt in die nachfolgenden Bildungsstufen. Alternative Bewertungssysteme sollen daher nur noch ausnahmsweise und in der Unterstufe erlaubt sein.

Und Christoph Ziegler (GLP, Elgg), auch er ist Lehrer, warnte, dass die Wirtschaft noch vermehrt eigene Lehrstellentests einführen werde, sollte das gängige Notensystem nicht mehr angewendet werden.

Marc Bourgeois (FDP, Zürich) ortet ein grundsätzliches Übel im Bildungswesen: «In der Bildung hat die Gleichmacherei das Zepter übernommen!» Der Effekt sei: «Dann sind alle gleich schlecht.»

Das Anliegen geht nun an die zuständige Kommission. Der Bildungsrat wird es wohl nicht einfach so hinnehmen.



Wie eine Rektorin ihre Lehrerschaft schützen wollte – und scheiterte

Tages-Anzeiger 13.1.2021, Zürich, Anielle Peterhans

Fernunterricht gefordert • Das Bildungszentrum Limmattal bat um Erlaubnis, den Präsenzunterricht einstellen zu dürfen. Der Kanton lehnte das aber ab.

Schulen schliessen oder nicht? Die Schweiz ist sich in dieser emotional diskutierten Frage uneinig. Mitten in einer Pandemie behält die Mehrheit der Zürcher Schulen den Unterricht vor Ort bei. Selbst in Berufsmittelschulen auf Sekundarstufe II, wo die Schülerinnen Lernende sind, also bereits junge Erwachsene.

Doch es gibt eine Ausnahme: Die Schulen der Sekundarstufe II haben die Möglichkeit, dem Zürcher Mittelschul- und Berufsbildungsamt (MBA) ein Gesuch für Halbklassen- oder Fernunterricht zu stellen, falls sich die Fall- und Quarantänezahlen an der Schule häufen.

Von dieser Ausnahme wollte Claudia Hug Gebrauch machen. Sie ist die Rektorin des Bildungszentrums Limmattal. Und sie ist besorgt um ihre Lehrerschaft. «Wir hatten vor Weihnachten zwei erkrankte Lehrpersonen und sehen, was für Auswirkungen diese Krankheit hat.» Vor Weihnachten konnte das Bildungszentrum die Stellvertretungen für die zwei erkrankten Personen und für die zusätzlichen Lehrpersonen, die in Quarantäne mussten, kaum stemmen. Deshalb wechselte die Schule in den Fernunterricht. Dieser soll nicht nur die Schülerinnen und Schüler schützen, sondern auch die Lehrpersonen.

Sechs Gesuche bewilligt, nur eins abgelehnt

Hug bat vergangenen Mittwoch den Kanton um die Erlaubnis, ihre Berufsfachschule für Logistik- und Maschinenbauberufe bis zu den Sportferien im Fernunterricht weiterzuführen. Die Schule musste in ihrem Gesuch aufzeigen, wie sie die «Lernzielerreichung, die individuelle Lernbegleitung und die Leistungsbeurteilung trotz Fernunterricht» sicherstellen will. Und genau das haben Hug und ihr Team gemäss eigenen Aussagen getan: Das Bildungszentrum Limmattal habe bereits vor dem Lockdown ein entsprechendes Konzept «n47e8» für «selbstverantworteten und handlungskompetenzorientierten Unterricht» ausgearbeitet, erklärt sie. Das heisst: «Virtuelle Workshops, an denen die ganze Klasse und die Lehrpersonen anwesend sind, und digitale Lernpfade, an welchen die Lernenden individuell arbeiten und von den Lehrpersonen gecoacht werden, stellen sicher, dass ein genügend grosser Austausch mit Mitlernenden und Lehrpersonen stattfindet.» Der einzige Unterschied für die Lernenden sei, dass der physische Kontakt fehle, so die Rektorin.

Trotzdem musste die Schule am Montag mit Unbehagen wieder im Präsenzunterricht starten. Das Gesuch wurde abgelehnt. Seit den Weihnachtsferien haben sieben Berufsfachschulen Gebrauch von der Ausnahmeregelung gemacht, wie das MBA auf Anfrage mitteilt. Sechs Gesuche wurden bewilligt, jenes von Hug als einziges abgelehnt. Weshalb?

Der politische Grundsatz des Kantons laute, den Präsenzunterricht möglichst lange aufrechtzuerhalten, sagt die Rektorin zur Begründung des Kantons. Das MBA konkretisierte die Begründung auf Anfrage nicht. Es hiess einzig: «Weil die Begründung nicht den Bewilligungskriterien entsprach.»

Fernunterricht würde die Lehrpersonen entlasten

Wie das MBA erklärt, wurden die Gesuche in den anderen sechs Fällen vor allem damit begründet, dass sich viele Lernende in der Quarantäne befinden. So ergebe Präsenzunterricht wenig Sinn. Das Zentrum für Ausbildung im Gesundheitswesen Kanton Zürich (ZAG) in Winterthur und das Careum-Bildungszentrum für Gesundheitsberufe in Zürich argumentieren zudem damit, dass ihre Lernenden in systemrelevanten Berufen arbeiteten



und dort vermehrt Kontakt mit vulnerablen Personen hätten. Das überzeugte das Bildungsamt.

Das Bildungszentrum Limmattal akzeptiert den Entscheid. Claudia Hug und ihre Schulleitung hätten die Umstellung auf Fernunterricht aber doppelt begrüsst: «Wir wollten präventiv agieren: Die Umstellung auf Fernunterricht wäre für uns technisch kein Problem und würde nicht nur unsichere Lehrpersonen entlasten, sondern auch die Mobilität der Gesellschaft einschränken.»

Das grosse Einzugsgebiet der Berufsmittelschulen stellt ein Problem in der Pandemie dar: Die Lernenden und die Lehrerschaft nutzen die öffentlichen Verkehrsmittel, wobei Züge wie auch Bahnhöfe zu Stosszeiten überfüllt sind. So entstehen Viren-Hotspots, die man durch Fernunterricht vermeiden könnte, wie eine Studie der ETH kürzlich ergab.

«Eigenverantwortung gelingt nicht allen»

Hug findet, dass man Berufsschulen nicht eins zu eins mit Kantonsschulen vergleichen könne. «Unsere Berufslernenden sind während drei oder vier Tagen in den Ausbildungsbetrieben tätig, also nicht die ganze Woche zu Hause, wie das bei den Schülern der Kantonsschulen der Fall wäre. Ein soziales Leben findet für sie also weiterhin in einem vertretbaren Umfang statt.»

Auch Dagmar Rösler, Zentralpräsidentin des Dachverbands Lehrerinnen und Lehrer Schweiz (LCH), findet, dass auf Sek-II-Stufe noch am ehesten Fernunterricht in Betracht gezogen werden könnte. Dies sagt sie jedoch mit wenig Begeisterung. Sie pflichtet eher der Zürcher Bildungsdirektorin Silvia Steiner bei, dass Schulschliessungen auf allen Stufen das letzte Mittel sein müssen: «Junge Erwachsene sind auf soziale Kontakte angewiesen. Das Lernen vor Ort ist zentral, denn Eigenverantwortung gelingt nicht allen gleich gut. Der Leistungsunterschied würde sich durch Fernunterricht nur vergrössern», sagt Rösler.

Lernende seien zudem auf einen stabilen Alltag angewiesen, sagt Rösler. Diese Stabilität könnten jedoch nicht alle Lehrbetriebe bieten: Viele sind von Kurzarbeit oder von Schliessungen betroffen, was auch junge Lernende zu spüren bekommen. Das betreffe zum Beispiel die geschlossenen Restaurants oder die von Kurzarbeit betroffenen kaufmännischen Berufe. «Durch Fernunterricht fällt zusätzlich die Schule als wichtige Stütze weg», sagt Rösler.

Duale Berufsbildung als wesentlicher Bestandteil des Schweizer Modells

Zeit-Fragen 12.1.2021, Marianne Wüthrich

Zum Buch «Berufsbildung. Entwicklung des Schweizer Systems» von Emil Wettstein

Im zu Ende gegangenen Jahr gab es auch in der Schweiz Jugendliche, die sich über die «Einschränkung» ihrer Freiheit beklagten, weil Diskos und Bars zeitweise geschlossen waren und weder Open Airs noch öffentlich zugängliche Fussballmatches stattfanden. In Wirklichkeit ist die Schweizer Jugend privilegiert wie vielleicht sonst keine auf der Welt: Wie froh wären viele junge Leute in anderen Ländern, wenn sie eine Berufslehre machen und mit dem Lehrlingslohn zum Unterhalt ihrer Familien beitragen dürften! (Die meisten Schweizer Lehrlinge haben den grössten Teil ihres Lohnes als Taschengeld zur Verfügung.)



Emil Wettstein, langjähriger Leiter der Technikerschule ABB und später des Höheren Lehr- amtes für Berufsschullehrer an der Universität Zürich, stellt 2020 in einer Neufassung seines vor über dreissig Jahren publizierten Werkes leicht verständlich dar, wie sich die Berufsbildung in der Geschichte der Schweiz entwickelt hat.¹ «Wie konnte die Schweiz ein duales Berufsbildungsmodell entwickeln? Warum sind die Schweizer Unternehmer bereit, sich so stark für die Berufsbildung junger Menschen zu engagieren?» Solche Fragen stellen Interessierte aus anderen Ländern, die das Schweizer System kennenlernen wollen. Beantworten kann man sie nur mit einem Blick zurück in die eidgenössische Geschichte – so der Herausgeber des Buches in seinem Vorwort. Zu ergänzen ist: Die Geschichte der Schweizer Berufsbildung ist verwoben mit der Entwicklung der Demokratie; die hiesige Ausformung der Berufsbildung ist Teil des Schweizer Modells. Das heisst nicht, dass eine gute Berufsbildung nicht auch in anderen Ländern der Welt eingeführt werden kann. Es empfiehlt sich aber, Zeit und Sorgfalt für den Aufbau zu verwenden.

Bei der Schweizer Jugend erfreut sich die Berufslehre grosser Beliebtheit. Zwei Drittel der Schulabgänger entscheiden sich für eine Lehre, in einigen Deutschschweizer Kantonen sind es über 80 Prozent. Die berufliche Grundbildung wird nach drei oder vier Jahren mit einem *Eidgenössischen Fähigkeitszeugnis (EFZ)* oder nach zwei Jahren mit einem *Eidgenössischen Berufsattest (EBA)* abgeschlossen. Falls die jungen Berufsleute sich weiterbilden wollen, gibt es nach der Lehre etliche Möglichkeiten. Viele wollen aber bei ihrem Beruf bleiben und werden oft dank ihrer fachlichen und menschlichen Qualitäten zu den Spitzenkräften, die dem Schweizer Wirtschaftsstandort seinen guten Ruf einbringen.

Fast jedes Schweizer Unternehmen ist ein Lehrbetrieb

Das Besondere an der dualen Berufsbildung steckt im Wörtchen «dual»: Die Ausbildung findet an zwei Orten statt: im Lehrbetrieb (meist drei Tage pro Woche) und in einer Berufsfachschule (in der Regel einer staatlichen Schule, meist zwei Tage pro Woche). Es gibt fast für jede Berufstätigkeit die Möglichkeit, eine Lehre zu machen, etwa 230 Lehrberufe stehen zur Verfügung. Fast alle KMU, aber auch alle privaten und staatlichen Grossbetriebe in der Schweiz bilden Lehrlinge aus, ebenso die Verwaltungen der Gemeinden, der Kantone und des Bundes. Allein beim Bund können über [fünfzig Berufe](#) gelernt werden!

Sogar im Corona-Jahr 2020 fanden fast alle, die im August eine Lehre beginnen wollten, eine Stelle, weil die Unternehmer ihr Menschenmögliches taten, um genügend Lehrstellen anbieten zu können.

Dass es heute für die Schweizer Unternehmer selbstverständlich ist, Jugendliche ins Berufsleben einzuführen, ihnen ihre beruflichen Kenntnisse weiterzugeben und ihnen den Weg zum tüchtigen, sozialen und zuverlässigen Erwachsenen zu zeigen, kommt nicht von allein. Es beruht auf einer langen Tradition und liegt auch im Schweizer Milizmodell begründet. Jeder junge Mensch ist von Bedeutung für das Ganze, indem er seinen Platz im Berufsleben und als Bürger in der Gemeinde einnimmt, in seinem Umfeld mitwirkt und seine politischen Rechte verantwortungsvoll ausübt. Der Lehrbetrieb seinerseits hat an den von ihm ausgebildeten Lehrlingen zuverlässige Fachkräfte, die wissen, wie der Betrieb läuft, und die auch gut ins Team integriert sind. [Mehr...](#)

¹ Wettstein, Emil. Berufsbildung. *Entwicklung des Schweizer Systems*. © 2020 hep Verlag Bern. ISBN 978-3-0355-1675-3



Alternative IT-Infrastruktur für Schule und Unterricht

Futur iii, Sept. 2020

Wie man digitale Medientechnik zur Emanzipation und Förderung der Autonomie des Menschen einsetzt, statt sich von IT-Systemen und Algorithmen steuern zu lassen.

Die entscheidende Frage bei der Konzeption einer möglichen technischen Infrastruktur für Schulen ist keine technische, sondern eine pädagogische: Was soll denn genau gelernt werden, über Rechner und Netzwerke, am Rechner oder mit dem Rechner? Jochen Krautz hat in der ersten GBW-Flugschrift "[Digitalisierung als Gegenstand und Medium von Schule. Keine digitale Transformation von Schule.](#)" drei Ebenen benannt, die Digitalisierung für Unterricht und Erziehung haben kann:

- Digitalisierung als Bildungsgegenstand
- Digitalisierung als Medium
- Digitalisierung als Erziehungsaufgabe: Medienpädagogik. (Krautz, 2020)

In dieser Flugschrift wird eine weitere Facette ergänzt, die Digitale Infrastruktur vor Ort, für alle an Lehr- und Lernprozessen Beteiligten. Sie beruhen auf einer mehr als 30-jährigen Praxis mit IT-Systemen. Denn bei Mediengestaltung und -produktion, bei Computergrafik und Digitaldesign ist Digitaltechnik zwar ein zeitgemäßes und willkommenes Werkzeug; innovativ und kreativ ist aber nur der Mensch vor dem Bildschirm. Das gleiche gilt für den Unterricht: Digitale Medien können den Präsenzunterricht sinnvoll ergänzen, aber den Präsenzunterricht als direktes Miteinander kann man nicht digitalisieren.

Der Text als PDF: [Lankau: Alternative IT-Infrastruktur für Schulen und Unterricht](#)



GBW-Flugschrift 2. Von Ralf Lankau
(September 2020)
Teil I: Digitalisierung im Kontext von Schule und Unterricht (S. 5f.)
Teil II: Die Akteure hinter den Displays (S. 21f.)